

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 98.

Mittwoch, 28. April.

1915.

Klippen.

(5. Fortsetzung.)

Roman von Helene Schebe-Geller.

Nachdruck verboten.

Er sah es, und die Freude an der Attacke verließ seinen Zügen etwas Lebendiges und Kampflustiges, das sie wiederum fesselte.

Unwillkürlich dachte sie: „Würde er auch noch so aussehen, wenn er mein Mann wäre? Ich glaube es nicht. Es wäre, wie mit Hans! Wie komisch, sobald das Geseh einen bindet, hören diese interessanten Angriffe und Entdeckungsreisen auf!“

Er wollte sich nicht für geschlagen geben und spann das Gespräch fort: „Die Frau ist ein blaßes, neutrales Wesen geworden, seit sie halb Mann — halb Weib sein will — es steckt keine Farbe mehr in ihr — das ist es, was ich ihr vorzuwerfen habe, und dieser Typus des modernen Mädchens ist unerträglicher als der frühere der alten Jungfer.“

„Und was erwarten Sie denn von einer Frau?“

Die Frage war ziellos hingeworfen worden; aber die Antwort brachte Reimer auf brennenden Boden.

„Eine Frau —“ er sah sie an — sie fühlte den langen, warmen Blick, wagte nicht aufzuschauen und spielte mit dem Ring an ihrem Finger.

„Eine Frau —“ sagte sie leise — sie wollte es doch hören.

„Eine Frau braucht keine Künstlerin und keine Gelehrte zu sein. Sie soll schwach sein, damit ich sie beschützen kann — anlehnungsbedürftig, daß ich ihr Halt und Stütze sein darf. — — — Sie soll hungrige Augen haben, damit ich mit meinen Lippen sie schließen und ihren Hunger stillen kann, und Sehnsucht muß auf ihren Lippen liegen, daß ich darauf ihr Herz atmen und fühlen kann. Sie soll ein Sonnenkind sein und in das Leben etwas Anmutiges, Gankelndes, Zartes bringen, das wie Libellen und Schmetterlinge durch das Grau des Alltags huscht.“

Er schaute sie an, als wollte er ihr sagen: „Dies Sonnenkind bist du.“

Und sie dachte: „So lieb wie heute Abend habe ich ihn nie gehabt. Warum spricht Hans nie so zu mir?“

Aber sie sprach die Gedanken nicht aus, und als drüben im Saal ein neuer Walzer begann, sagte sie, sie wolle tanzen.

Er bot ihr seinen Arm und brachte sie zurück in die Dichtluft. Dann hielt er sie fest umfaßt, führte sie sicher durch den Wirbel der tanzenden Paare und fühlte, daß sie für einen Augenblick ihm gehörte, von ihm abhing, von ihm sich leiten ließ — und ein Kraft- und Siegesbewußtsein erfüllte ihn.

Nach dem Tanz gingen sie noch einige Schritte auf und ab, plauderten und sprachen von den Sommerplänen, und er fragte sie wie nebenbei, wohin sie in diesem Jahr gehe.

Da leuchteten ihre Augen auf, und er sah, daß sie vor lauter Jubel beinahe mit den Händen geklatscht hätte.

„Natürlich — das war's, was ich Ihnen erzählen wollte, statt von dummen gelehrten Frauen zu reden. Denken Sie nur, meine Schwägerin, wissen Sie, die „dear

American girl“, die im Winter bei Frau Crojen war — schreibt mir, sie ginge mit ihrem Mann nach Scheveningen — und ich sollte meinen Mann überreden, mit mir auf den Juli auch dort hinzukommen. Und er muß ja sagen — ich werde so bitten und quälen! Einen Monat in Scheveningen — in einem wirklichen — großen — Weltbad — mit vielen Menschen — Vergnügungen — und Konzerten und Kurpromenaden und Réunions — wird das nicht eine Wonne sein, statt in dem öden Naumental zu sitzen und sich zu langweilen?“

„Und Sie denken natürlich, daß Ihr Gemahl mit dem Plan einverstanden sein wird?“ fragte Reimer, während seine Blicke Rickling suchten — ihn wieder in Frau Roswalds Nähe fanden.

„Natürlich — natürlich! Ich werde ihn schon überreden.“

Reimer ließ geschickt das Gespräch auf das Naumental zurückgleiten und sagte, anscheinend ohne Interesse und Nachdruck: „Es ist doch im Naumental, nicht wahr, daß Sie Frau Roswald kennen gelernt haben?“

Er beobachtete sie scharf. Aber kein Schatten flog über ihr Gesicht — ihre Gedanken hingen noch an dem bestechenden Bild ihres Sommerplans — und mit ganz ruhiger, gleichgültiger Stimme antwortete sie: „Ja — es war im Naumental. Ihr Landhaus liegt in der Nähe des unseren. Mein Mann scheint viel von ihrer Klugheit zu halten und viel auf ihr Urteil zu geben. Sie ist viel sanfter und stiller als ich — ich brauche Leben und kann mich nicht in Büchern und Papieren vergraben.“

Sie sagte das so natürlich, als handle es sich um Fernstehende.

„Sie liebt ihn nicht“, überlegte Reimer. „Sie ist nicht eifersüchtig.“

Und weiter sagte er sich, während er sie zu ihrem früheren Platz zurückbegleitete: „Er wird nicht nach Scheveningen gehen. Er wird im Naumental mit der anderen bleiben wollen und seine Arbeit vorschütten. Wie kann man nur!“

Er warf einen heißen Blick auf das sprudelnde junge Wesen an seiner Seite. „Sie liebt mich noch nicht — aber sie wird mich lieben — denn ihr Mann ist ihr gleichgültig und der Drang zum Lieben gärt in ihr. Ich werde nach Scheveningen kommen — ganz zufällig sie treffen — erzählen, ich hätte einen Freund besucht —“

Eben kam Rickling, um seine Frau zu holen. Es war spät, und die Gäste begannen, sich allmählich zum Gehen zu rüsten.

„O, Hans, es war entzückend heute Abend“, begann sie, als sie beide im Wagen saßen.

„Hast du Frau Crojes Toilette gesehen — ist sie nicht bezaubernd — ein Meisterwerk von Doucet, ich wette. Warum läßt sie sich in Paris kleiden, statt ihre Sachen aus Berlin zu beziehen? Doch eigentlich hat sie ganz recht — die Pariser haben nun einmal einen so außerlesenen Geschmack — ach — und hast du auf Frau Kraus geachtet? — sie hatte wieder ein ausgewachsenes

Kleid, und Kläre Eichler trug denselben Chiffon wie voriges Jahr, nur die Fassung war geändert — und Frau von Strom — die reiche Frau von Strom — ich bitte dich, sage mir, warum sie immer an den Spitzen und dem Besatz spart und so aufgeputzt und unecht aussieht? Gar nicht wie eine Frau „von“ Strom; aber das „von“ hat sie sich ja nur erkaufte.“

So schwatzte sie weiter.

Rickling hörte mit halbem Ohr zu und warf hier und da eine Bemerkung ein. Er dachte: „In vierzehn Tagen gehen wir ins Rauental. Da wird Hilde sein. Sie fährt schon vor uns dorthin. Wenn ich ankomme, werde ich sie finden — ich weiß, sie wird warten wie ich und die Stunden zählen — wie leer wird es in Berlin für mich sein, wenn sie fort ist — aber die Woche muß ja auch vorübergehen und dann bin ich wieder bei ihr — und wir schreiten durch den Wald und über die Wiese und überall ist es voll Sonne und Gesang — denn wir sind zusammen — sie und ich —“

Zu Hause bat Erna Rickling mit ihrer kofenden Stimme: „Gans — bitte — bitte, sag' ja.“

Er schaute sie verwundert an.

„Versprich mir, daß du ja sagen wirst“, drängte sie. Er lachte.

„Aber, Erna, ich will nichts im Voraus versprechen — ich könnte schon hereinsinken.“

„Doch — doch, versprich!“

„Was denn? Brauchst du ein neues Kleid — einen neuen Hut — möchtest du morgen ins Theater gehen? Den Wunsch habe ich dir schon abgeschlagen — das Stück eignet sich nicht für junge —“

„Für junge Mädchen“, fiel sie lebhaft ein: „aber Gans, ich bin eine Frau von fünfundsiebenzig Jahren. Weil du mich geheiratet hast, als ich neunzehn Jahre war, glaubst du noch immer, ich sei ein Kind.“

„Du bist auch noch ein Kind.“

„Nun ja — für heute laß ich's gelten — denn ich will etwas ganz anderes von dir!“

„Nun, was ist es denn?“

„Nein — du mußt erst versprechen.“

„Das kann ich nicht — na — komm, Erna, sei kein Kind und sage, worum es sich handelt.“

„Also — paß auf!“ — sie zog aus ihrer Schreibmappe einen Brief — „Ethel schrieb mir, sie führe mit Bob für Juli und August nach Scheveningen — sie mieten eine Villa ganz nah am Strand — und wir sollten doch auch hinkommen. Bob habe bis Mitte Juli in London zu tun — und so lange wird Ethel allein sein — und sie sagt, wir sollten dann unbedingt kommen — und du wirst unser „chaperon“ sein und führst uns in alle Konzerte und Reunions — und jeden Tag gibt es etwas Neues — und so viele Menschen zu sehen und so viel zu beobachten, da kannst du Stoff für zwanzig Romane finden. Das alles schreibt Ethel — nun, Gans, sei ein lieber, lieber Mensch und sage ja — wir können dies Ethel nicht abschlagen.“

Sie hatte rasch und stürmisch mit Lippen, Augen und Zügen gesprochen.

Er sah, wie glühend sie an dem Plan hing. Aber je lebendiger sie wurde, desto mehr schien er sich in sich selbst zurückzuziehen — sie merkte es und feuerte von neuem an: „Du kannst es nicht abschlagen — du hast so lange nichts für mich getan. Ethel hat es bei ihrem Mann viel besser als ich“, sagte sie mit schmollendem Gesicht.

Der Nachsatz war unflug. Der Vorwurf reizte keinen Widerspruch.

„Ich kann nicht nach Scheveningen gehen. Du weißt es sehr gut — ich zähle auf Juli und August, um meinen Roman zu Ende zu schreiben.“

Es war die Wahrheit; aber nur die halbe, den Hauptgrund verschwiegen er.

Er konnte nicht nach Scheveningen gehen, weil der Gedanke an Hilde in ihm übermächtig ward und unwiderstehlich — gewaltig ihn nach dem Rauental zog. Noch vor einer Stunde wäre es ihm unmöglich erschienen, seine Abreise um einen Tag hinauszuschieben

— und nun sollte er Wochen fern von ihr bleiben, die die Seele seines Lebens geworden war?

Es war undenkbar.

„Es geht nicht, Erna.“

Er sagte es diesmal sehr freundlich. Er stand unter dem dumpfen Gefühl, daß sie diesmal zu kurz kam, und wollte, ohne zu verzichten, auf andere Weise wieder geben und gut machen.

„Aber komm, sei nicht böse — dafür soll dir der andere Wunsch in Erfüllung gehen und du kannst dir das Abendkleid bei Doucet bestellen.“

„Das hatte ich mir gerade für Scheveningen gewünscht — ins Rauental unter die alten, vergrünenden Tannen paßt es nicht — ich will nicht ins Rauental gehen — ich seh' nicht ein, warum ich mich da zu Tode langweilen soll — du kannst auch einmal nachgeben!“

Sie warf sich in die Sofaede und ließ an den Seidenkissen ihren Bohn aus.

„Malträtiere nicht die Kissen, Erna — sie sind gewiß an der Sache ganz schuldlos. Zeig mir lieber den Brief. Vielleicht läßt sich noch ein Ausweg finden.“

Sie sprang auf und reichte ihm Ethels Brief.

„Mir scheint“, sagte er beschwichtigend, als er ihn zu Ende gelesen hatte, „Du könntest ganz gut allein hingehen — ihr wartet auch vorigen Sommer zusammen in Braunlage.“

„Aber das ist eine Sommerfrische und kein Bad, und in einem Modebad braucht man einen Herrn als Begleiter.“

„Dein Bruder soll ja Mitte Juli kommen, schreibt Ethel.“

„Und bis dahin?“

„Bis dahin lebt ihr ein wenig stiller. Das geht sehr gut, wenn ihr ein Haus für euch und Ethels Mädchen habt. Nachher, wenn Bob kommt, könnt ihr nachholen, was ihr veräumt habt. Nimm nur die Einladung an. Du wirst sicher eine schöne Zeit mit den beiden verbringen.“

Jetzt drängte er — wünschte, sie möchte auf den Plan eingehen, und gab sich nicht Rechenschaft, warum. Er glaubte, es sei nur ihr Weg — aber — vielleicht war es doch noch etwas anderes. — Vielleicht lockte, ihm selber kaum bewußt, ein anderes Bild: Hilde und er allein im Rauental — mit der Möglichkeit, sich so oft und zwanglos zu sehen, wie sie wollten — keine Rücksichten zu nehmen auf jemand — nicht mehr zwischen ihnen der Schatten, der in Berlin sich über ihr Zusammensein gelegt hatte, der in Hilde das Gewissen und in ihm Ungeduld erregte — —. (Fortsetzung folgt.)



Wiegt das Ziel auch noch so fern.
Was man wünscht, das glaubt man gern.
Wohinsteht.

Rühmliche Tat.

Am Morgen des 5. November 1914 ging die 9. Kompagnie des Reserve-Infanterie-Regiments Nr. 60 von M. mit zwei Zügen zum Angriff auf L. vor, der 3. Zug erhielt den Befehl, das etwa einen Kilometer nördlich von M. gelegene Dorf S. zu nehmen, das die linke Flanke der von F. auf M. vorgehenden 3. Kompagnie gefährdete. Auf einer eiligst hergestellten Brücke wurde der zwischen M. und S. fließende Wasserlauf gruppentweise überschritten, und nun galt's, das auf einer kleinen Anhöhe gelegene, leicht zu verteidigende Dorf anzugreifen. Die Besatzung — es waren, wie sich näher herausstellte, 50 Mann — schien zunächst ganz überrascht und der Angriff ging schnell vorwärts. Plötzlich erhielt der linke Halbzug Plankfeuer von zwei Strohhäufen her, die vor dem Dorfe auf dem Felde standen. Ein Gruppenführer, sein Stellvertreter und noch ein Mann derselben Gruppe wurden kurz nacheinander verwundet. Der Angriff stieß, und die Verwirrung wuchs, da die feindlichen Schützen am Hügel nicht erkannt wurden. Alles Zursen ist vergebens, die Kommandos des Zugführers werden überhört durch den Lärm des Gewehrfeuers und der dicht hinter der Schützlinie ein-

schlagenden feindlichen Granaten. Der Zug droht gänzlich auseinandergerissen zu werden. Der Wehrmann Romer aus Bittersdorf, Kreis Saatzburg, soll jetzt die Befehle des Zugführers persönlich übermitteln. Mitten im Kugelregen steht er auf und läuft zu der gefährdeten Stelle. Kaltblütig, wie er ging, kehrt er zum Zugführer zurück: „Es geht wieder voran, Herr Leutnant.“ Und es ging wirklich voran. Im Hurra wird das Dorf genommen. Der Wehrmann Romer wurde wegen seines tapferen Verhaltens mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet.

Reservist Hiegrad aus Wanne i. Westf. von der 9. Kompagnie des Reserve-Infanterie-Regiments Nr. 60 war von Gestalt ein kleiner, ganz unscheinbarer Mann; daher kam es, daß man ihm zuerst nicht sehr viel zutraute. Seine Vorgesetzten wie seine Kameraden erkannten nicht, welcher Heldengeist diesen kleinen Körper besetzte. Ganz kurz, nachdem er bei der Kompagnie mit einem Ersatztransport eingetroffen war, meldete er sich freiwillig zu Patrouillen. Bald darauf kam eine Zeit, wo die Kompagnie bei Q. in erbitterten fünf-tägigen Kämpfen einer großen Übermacht gegenüberstand. Ein Zug, bei dem sich Hiegrad befand, lag im Schützengraben. Feindliche Infanterie, feindliche Maschinengewehre gaben ein mörderisches Feuer gegen uns ab, dazu nahm die feindliche Artillerie unsere Stellung und ein kleines Wäldchen hinter derselben scharf unter Feuer. Da behindert Hiegrad ein Ginsterbüsch am Schießen. Vom Schützengraben aus kann er ihn mit dem Seitengewehr nicht erlangen. Kurz entschlossen springt er im feindlichen Feuer aus dem Graben und macht den Strauch mit dem Seitengewehr ab. Dann kriecht er wieder in den Schützengraben zurück und schießt weiter, als ob ganz selbstverständlich sei, was er gekam habe.

Am nächsten Tag behauptet der Zug in vorderer Linie trotz der feindlichen Angriffe seine Stellung. Da muß ein Befehl vom Kompagnieführer zu dem Zuge vorgebracht werden. Auch diesmal ist es wieder unser Hiegrad, der sich freiwillig mit zwei Kameraden dazu bereit findet. Wohl müssen sie durch ein Dorf, das vom Feind unter schwerer Artilleriefeuer gehalten wird. Aber kurz entschlossen von Haus zu Haus gesprungen, sobald sich das Herannahen eines Geschosses bemerkbar macht, niedergelegt, so gelangen sie schließlich glücklich an den Ausgang. Nun gilt es, eine längere Strecke zu durchschreiten, die bereits im feindlichen Infanterie- und Maschinengewehrfeuer liegt. Doch auch hier zögert Hiegrad keinen Augenblick, seinen Befehl auszuführen. Also einen festen Anlauf genommen und, so schnell es geht, in das kleine Wäldchen hinter der Stellung, das wieder Deckung bietet. Wohl eröffnet der Feind sofort, nachdem die dreie den Dorfrand verlassen haben, das Feuer auf sie; aber wie durch ein Wunder kommen sie alle unverletzt bei dem Zuge an und überbringen den Befehl.

Am anderen Tag muß nachmittags der linke Flügel der Kompagnie vor dem überwältigenden Artilleriefeuer, das der Gegner aus drei Batterien dorthin vereinigt, zurückgehen, und es wird eine Stellung weiter rückwärts besetzt. Da bemerkt der Kompagnieführer, daß der Offizier, der den linken Flügel befehligte, fehlt. Sag er vielleicht verwundet und hilflos noch in der ersten Stellung, in dem furchterlichen Artilleriefeuer? Kurz entschlossen reißt der Kompagnieführer, Leutnant Rupp, einem Mann das Gewehr aus der Hand und stürzt in den Geschosshagel, den Vermissten zu suchen. Dabei hört er rechts von sich ein Stimmchen als etwas Selbstverständliches rufen: „Herr Leutnant, ich gehe mit.“ Es war wieder unser Hiegrad, der in der ärgsten Gefahr seinen Führer nicht verlassen wollte. Vor geht es in den tollen Geschosshagel hinein. Rings herum schlagen Granaten ein, plätzen Schrapnells. Doch die Stelle, wo der vermiste Offizier zuletzt gesehen wurde, ist leer. Glücklich gelangen die beiden wieder zur Kompagnie zurück, wo der vermiste Kamerad inzwischen schon eingetroffen ist. Bald darauf mußte die Kompagnie weiter zurückgehen. Hiegrad verläßt mit den Offizieren als letzter die Stellung, als plötzlich ein feindliches Geschos seinem Helmenleben ein Ende setzte.

In dem monatelangen Stellungskampf gestaltete sich der Aufklärungsdienst besonders schwierig. Die Erkundung der feindlichen Schützengräben, die meistens nur in der Nacht geschehen konnte, erforderte sehr viel persönlichen Mut, Uner-schrockenheit und Gewandtheit. Im Revier der ersten Kompagnie des Rheinischen Landwehr-Infanterie-Regiments Nr. 16 galt es zu erkunden, ob und wie stark ein vor der feindlichen Hauptstellung befindlicher Schützengraben noch besetzt

sei. Als freiwillige Patrouille meldeten sich: Unteroffizier Schwinn aus Düsseldorf, Gefreiter Glodenkämper, geboren in Wetter a. d. R., zuletzt wohnhaft in Düsseldorf, und Wehrmann Adams, geboren in Gandorf, Kreis Münster, zuletzt wohnhaft in Düsseldorf. Nachmittags gegen 8 Uhr machten sie sich an die Ausführung ihres Auftrages. Es war beabsichtigt, einen Draht in den feindlichen Schützengraben hinüberzuziehen, um damit der Kompagnie durch einen an den Draht befestigten Zettel möglichst schnell Meldung über den Befund des Grabens zu machen. Beim Vorspringen geriet aber auf halbem Wege der Draht. Das Nachbringen des Drahtes durch einen vierten Mann gelang nicht, da der Feind ein lebhaftes Gewehrfeuer eröffnete. Die Leute frohen dessen ungeachtet weiter vor. Während es dem Gefreiten Glodenkämper durch einen schnellen Sprung über die Drahtwehre gelang, den feindlichen Schützengraben zu erreichen, war dies den übrigen Leuten nicht möglich, da der Feind jetzt Salven auf die Patrouillen abfeuerte. Unter fortgesetztem Feuerr des Feindes bahnten sie sich, mit dem Spaten einen Weg durch die Drahtwehre und gelangten so sämtlich in den zu erkundenden Schützengraben. Nachdem die Dämmerung eingetreten war, kehrten sie zurück und erstatteten der Kompagnie Meldung. Es war festgestellt, daß der feindliche Graben bei Tage vom Feinde nicht besetzt war. Es mußte nun festgestellt werden, ob der Graben des Nachts vom Feinde besetzt wurde. Der Wehrmann Kreter, geboren zu Ladenburg bei Mannheim, zuletzt wohnhaft in Düsseldorf, meldete sich mit zwei anderen Kameraden zur Ausführung dieser Aufgabe. Kreter nahm einen Telephon Draht mit, um telephonische Verbindung mit der Kompagnie im feindlichen Graben herzustellen. Bevor aber dieses Ziel erreicht war, entglitt der Draht seiner Hand und schnellte zurück. Kreter wollte zur Kompagnie zurückkriechen, er verirrt sich aber. Er befand sich vor feindlichen Drahtverhauen, als plötzlich Leuchtkugeln vom Feind abgeschossen wurden. Die Gefahr erkennend, warf er sich zwischen herumliegende Leichen und froh nach Erlöschen der Leuchtkugeln zurück. Auf dem Rückweg fiel er in ein tiefes Granatloch, das halb mit Wasser und Schlamm angefüllt war. Beim Herauskratzen nutzte er seine Stiefel im Schlamm. Nun hatte er das Pech, in dem Bereich einer anderen Kompagnie anzukommen, wo er von den eigenen Kameraden beschossen wurde. Schließlich kam er aber doch wieder bei seiner Kompagnie an. Hier erfuhr er, daß die Patrouille noch nicht zurückgekommen sei. Ohne Stiefel machte er sich sofort wieder auf den Weg und gelangte nun mit seinen beiden Kameraden in den feindlichen Schützengraben. Sie stellten fest, daß auch nachts der Graben unbesetzt blieb, daß lediglich eine feindliche Patrouille, von der sie aber nicht bemerkt wurden, einen Teil des Grabens abpatrouillierte. Auf Grund der gemachten Meldungen wurden nunmehr Sappen vorgetrieben und der französische Schützengraben konnte von uns besetzt und zu dauerndem Stützpunkt ausgebaut werden. Unsere Front wurde dadurch 200 Meter vorgetragen.

Am 30. August erhielt der Unteroffizier Hilpert aus Win-derode (Grafschaft Hohenstein) von der 3. Eskadron des Regiments Jäger zu Pferde Nr. 8 den Auftrag, gegen den Feind aufzuklären. Gefreiter Winderler aus Bedeln, Kreis Hyde, Gefreiter Rahmard aus Essen und die Jäger Arenz aus Oberwinter, Kreis Ahrweiler, Gommel aus Zvestau, Kreis Freilich, und Bonhof aus Dittelsdorf, Kreis Erfurt, begleiteten ihn. Er gelangte bis B., das ihm frei vom Feinde schien. Von einer Mauer aus, hinter der er abgesehen war, beobachtete er, als nicht weit davon ein feindlicher Offizier herritt. Winderler und Jäger Bonhof erschossen ihn. Hilpert sah auf, denn er bemerkte nunmehr einen ein gutes Duzend starken Husaren-kosten, ging mit Hurra drauf, wobei zwei der feindlichen Reiter durch Lanzenstiche fielen; ein anderer wurde durch Hilpert's Revolvergeschosse getroffen. Der Värm machte den Feind aufmerksam, er eröffnete aus den Wäldern jenseits des Dorfes heftiges Feuer. Hilpert wollte den jenseitigen Dorf-rand, an dem er angelangt war, verlassen, wurde aber nun auch von vorne — von wo er gekommen war — unter Feuer genommen. Er wollte nun nördlich nach A. ausbiegen, kam aber da in den Rücken starker feindlicher Stellungen. Ein Zurück gab es nicht, also Karriere durch! Die ganze Patrouille entkam mit heiler Haut. Sie hatte feindliche Infanterie in Stärke eines Bataillons und Kavallerie durchbrochen. Hilpert war imstande, der Division die wertvolle Meldung zu über-bringen. Er wurde für sein schneidiges Verhalten mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet.

Aus der Kriegszeit.

Wie es in Lemberg aussieht. Das in Lemberg erscheinende „Słowo Polskie“ berichtet: Eine Musiklehrerin, die das Konservatoriumpatent besitzt, gibt bekannt, daß sie Klavierstunden zu 60 Heller erteilt, während eine Wäscherin für das Auswaschen eines Nachthemdes 50 H.-ler verlangt und ein Schuster für Ausbesserung der Absätze drei Kronen beansprucht, „da Seife und Leder teurer geworden“. Ein Schüler der sechsten Gymnasialklasse ist hocherfreut über sein Einkommen mit der Witwe eines hohen österreichischen Beamten, die nunmehr Zucker verkauft und ihm für das Überbringen der Ware an die jeweiligen Kunden zwei Heller für ein Pflo zu zahlen verspricht. Gleichzeitig haben zwei Holzhacker zehn Kronen für das Verhauen eines Holzblocks verlangt, während derselbe Student mit Hilfe seines Schulkameraden binnen zwei Stunden diese Arbeit vollbracht hatte. Außer wirklich reichen Leuten benützt jetzt niemand die erste Klasse der Elektrischen; dieser Tage sah ich aber das gewesene Dienstmädchen meiner Bekannten, wie eine Gräfin gefleidet, erste Klasse fahren, und als aus dem mit Rubeln vollgestopften Geldbeutel ihr eine Silbermünze entglitt, wollte sie sie gar nicht aufheben und sagte zum Schaffner: „Ist nicht der Mühe wert, können's behalten.“ Mit welcher Geringschätzung schaute diese „Dame“ einer meiner Bekannten an, die vorher ein schönes Gehalt bezog und nunmehr zwölf Stunden täglich nähen muß, um durch diese mühselige Arbeit das tägliche Brot zu verdienen! Die Witwe eines Hofrates kam auf den Gedanken, Teegebäck zu fabrizieren, wobei sie täglich einen Rubel verdient. Ihre Freundin, ebenfalls Hofrätin, deren Mann in den Krieg gezogen, verkauft dieses Gebäck von sechs Uhr morgens bis 9 Uhr abends in ihrem Laden im Krakauer Hotel, um auf diese Art Lebensunterhalt für sich und ihre Kinder zu erringen. Ganze Scharen von Beamten handeln mit Holz, Rohle, Lebensmitteln, die von Studenten befördert werden. Damen, die vor kurzem als Mitglieder dem „Literarischen Verein“ oder der „Kunst“ angehört, verrichten das Ragewerk in billigen Volksküchen und Teesalons.

Wie man Handgranaten schleudert. Die Verwendung von Handgranaten spielt in den Kriegsberichten der letzten Zeit eine immer größere Rolle. So ist im heutigen Schützengrabenkrieg eine Waffe wieder zu Ehren gekommen, die in den Heeren früherer Zeiten die besondere Truppe der „Grenadiere“ hat entstehen lassen, die es dem Namen nach ja auch heute noch bei uns gibt, obwohl sie mit den Handgranaten bisher nichts zu tun hatten. Die Granatschleuderer, die eigentlichen Grenadiere dieses Krieges, üben sich, so schreibt das „Journal“, auf ihre Waffe mit nachgemachten Granaten ein. Wie die Diskuswerfer des Altertums müssen sie ihre Muskelkraft und Geschicklichkeit in einer besonderen Weise ausbilden. Der „Grenadier“ muß im Kampfe sich so weit wie möglich dem feindlichen Schützengraben zu nähern suchen und dann mit einer Drehung des Armes die Bombe so schleudern, daß sie gerade in den feindlichen Schützengraben hineinfällt. Ein guter Granatschleuderer vermag seine Bombe auf 30 Meter Entfernung zu werfen. Oft ist die Bombe so zusammengepackt, daß sie nicht unmittelbar, nachdem sie zu Boden gefallen ist, platzt, sondern zwischen dem Fall und der Explosion vergehen einige Sekunden, die geschickte „Grenadiere“ benutzen, um das feindliche Burgeschoß zu ergreifen, und es an seinen Ausgangsort zurückzuschleudern. Im französischen Heere stehen übrigens die Juuben in dem Ruf, die besten Bombenwerfer zu sein.

Trost im Lesen. Was man jetzt in Frankreich liest! Kürzlich wurde an viele französische Verleger die Anfrage gerichtet, welche Art von Büchern in dieser ersten Zeit am besten verkauft wird. Sie antworteten fast einstimmig: Werke der Dichtkunst und der Geschichte, aber wenig psychologische Studien, wenige Werke analytischer Beobachtung und fast keine realistischen Romane. „Und ist das nicht völlig verständlich?“ bemerkt ein Mitarbeiter des „Temps“ dazu. „Man lebt in dieser Zeit, um zu vergessen, und gibt es einen mächtigeren Zauberkraft, der unsern armen, von tausend Ängsten

zerquälten Geist ebenso sicher nach weitentlegenen Gegenden führt, wie die oft verschleierte Einbildungskraft. Sogar die Vorliebe, deren sich die Geschichtswerke erfreuen, ist eine Verstärkung dieser Neigung. Um die Geschichte der Gegenwart zu vergessen, leben wir so gern in Gedanken an die Geschichte der Vergangenheit. Im Grunde sind es zwar immer die gleichen Erzählungen von Meuterei, Trauer und Feuerbrunst aber unter anderm Himmel, mit andern Menschen und in verschiedenem äußeren Aufputz. Und dann ist oft eine Schnelligkeit der Handlung darin, die uns über die Langsamkeit des Schützengraben-Krieges hinwegtrösten kann. Nie war die Phantasie mächtiger als in diesen Stunden, wo sie eigentlich der furchtbaren Wirklichkeit weichen mußte. Wir können unsern ungeduldigen Geist nicht hindern, sich schon jetzt eine glückliche Zukunft auszumalen. Die romantischen Vorstellungen sind jetzt verführerischer und notwendiger als sonst, weil wir unter ihrem Eindruck das gegenwärtige Alpdrücken vergessen. Es wird mir erzählt, daß bei unserm traurigen Rückzug an der Marne, wo wir nicht wußten, ob wir das Weitervordringen der Deutschen würden verhindern können und die Soldaten jeden Morgen mit höchster Angst ihre Zeitungen lasen, ein junger Pariser sich, anstatt sich erst auf die amtliche Meldung zu stützen, in die Fortsetzung des Feuilletons vertiefte. Ihr Romanschreiber, seid dieser Aneldote immer eingedenk: sie wird euch erst lehren, wie groß eure Macht ist, und daß die schönsten Geschichte, die man erdichtet, in den Augen mancher Menschen nicht den Wert der erdichteten Geschichte hat. Menschen, wie der junge Pariser, würden sicher die Begriffsbestimmung unterschreiben, die die Concours dem Wort Roman geben: „Ein Märchen für die Erwachsenen.“ Verachtet nicht die, die Märchen lesen wollen, wir haben sie niemals so nötig gebraucht, wie in diesem Augenblick...“

Eine merkwürdige Prophezeiung. Eine interessante „Ausgrabung“ findet sich in der neuesten Nummer der „Globe“. In ihr wird an folgenden Bericht Platon in „Timaeus“ (S. 24A–26D) und „Kritias“ (S. 110C–121C) erinnert: „Es wird einmal in Europa ein ansehnliches Volk, das auf geeignetem Boden in fleißiger Arbeit ein wohlgeordnetes Gemeinwesen begründet hatte. Ackerbau und Gewerbe schufen wachsenden Wohlstand. Künste und Wissenschaften gebieten zu herrlicher Blüte. Die Lebensführung hielt die rechte Mitte zwischen Prunk und unedler Armlichkeit. Tüchtigkeit, Einsicht und Gerechtigkeit waren in schönem Maße verknüpft. Die kraftvollen und waffengeübten Männer übertraten an Tapferkeit alle anderen und wurden Führer und Beschützer schwächerer Stämme. Aber zufrieden mit den Erträgen ihres Landes und ihrer Tätigkeit beehrten sie nicht nach den Gütern der Fremden und lebten in Frieden und Freundschaft mit den Nachbarn. Nun lag westlich von diesem Lande draußen im Meer eine Insel, auf der ebenfalls ein mächtiger Volksstamm wohnte. Sie hieß Atlantis und war fruchtbar und reich an Schätzen des Bodens, namentlich an Erz. Viele Güter strömten auch von außen herzu, denn die Insulaner gewannen bernahe ihrer Seefahrt bald die Herrschaft nicht nur über die Nachbarinseln, sondern weit hin an den Küsten Afrikas bis nach Ägypten. So wurden sie unermesslich reich, wie kein anderes Volk zuvor und bauten hohe Tempel und prächtige Schlösser, zahlreiche Gärten und geräumige Schiffswerften. Solange sie nur Gerechtigkeit und Tüchtigkeit höher achteten denn das viele Gold, waren sie glücklich und angesehen. Als es ihnen aber zu wohl wurde und die Schwächen der menschlichen Natur die Oberhand gewannen, da rissen Selbstsucht, Habgier und Eroberungsdrang ein. Dem schärfer Lebenden wurden sie jetzt verächtlich, weil sie das Schöne und Ehrenvolle um schändlichen Geldgewinn preisgaben, den Toren aber schienen sie gerade damals auf der Höhe ihres Glanzes und Glückes zu stehen. Da beschloß Zeus, ihren Übermut zu strafen. In ihrer Verblendung ließen sie sich zu einem Heereszuge gegen jenes friedliche Volk des Festlandes hinreißen. Und nun bewährte sich der Unterschied zwischen wahrer und scheinbarer Tüchtigkeit. Denn das Ostvolk zeigte sich auch ohne Hilfe der anderen in der äußersten Bedrängnis so überlegen an Seelenstärke und in jeglicher Art von Kriegskunst, daß es über die Gegner den völligen Sieg gewann. So schloß es zugleich die noch nicht Untertworfenen vor der Knechtschaft und befreite die schon Geknechteten. Es war die größte und schönste Selbstat, welche dies Volk vollbracht hat. Die Insel Atlantis aber soll in einer furchtbaren Nacht mit samt ihren Bewohnern ins Meer versunken sein.“ Platon nennt diese Geschichte eine Sage aus längst vergangener Zeit. War er nicht ein Seher? △